

dem aus der Yüan-Dynastie (1280–1367) überlieferten Text übereinstimmen, ist die neue Übersetzung McKnights ein wichtiger Beitrag zu unserer Kenntnis und zur weiteren Erforschung ebenso der forensischen Medizin wie der Verwaltungspraxis auf unterer Ebene, einem Gebiet, auf dem McKnight bereits grundlegende Forschungsarbeit geleistet hat (*Village and Bureaucracy in Southern Sung China*, Chicago: University of Chicago Press 1971). Mit dieser Übersetzung, in der McKnight nur die sungzeitlichen Teile der in der Sammlung Tai-nan ko ts'ung-shu überlieferten yüanzeitlichen Version vorlegt (die Paginierung der von ihm benutzten Ausgabe des Textes, Peking 1953, stimmt nicht mit der eher als Standard anzunehmenden Paginierung des Nachdruckes des Tai-nan ko ts'ung-shu im Pai-pu ts'ung-shu chi-ch'eng überein), ist der weiteren Erforschung des Themas eine wichtige Hilfe gegeben. Gleichwohl bleiben, worauf auch Peter Kees Bol in seiner Besprechung im *Journal of Asian Studies*, vol. XLII, 3 (May 1983), S. 643 f., hingewiesen hat, zahlreiche Fragen hinsichtlich der Tradition, in der Sung Tz'u steht bzw. von der er sich abhebt ebenso wie hinsichtlich des Textverständnisses und der Terminologie offen. Leider hat McKnight nicht mehr die von Yang Feng-k'un annotierte und mit umgangssprachlicher Übersetzung versehene Ausgabe des Textes Hsi yüan chi lu chiao i, Peking 1980, heranziehen können. Der Übersetzung hat McKnight eine sehr brauchbare Einleitung vorangestellt (S. 2–34), in der er auch einige komparatistische Betrachtungen anstellt sowie Auskünfte über den Autor, Sung Tz'u, und frühere Übersetzungen, wie über die Schwierigkeiten beim Übersetzen gibt. Eine strukturelle Analyse des Handbuchs, in der auch im Hinblick auf sonstige Handbücher Aufbau und Gliederung dargestellt werden müßten, hat McKnight leider nicht versucht. Dies wie auch die Erörterung anderer Fragen steht noch aus. Die neue Übersetzung McKnights stellt einen Ansporn, jedenfalls aber eine Hilfe dar und einen Beitrag zur weiteren Beschäftigung mit diesem Text, der für die historische Rechtsvergleichung und die Geschichte der Medizin ebenso von zentraler Bedeutung ist wie für das bessere Verständnis der Wissenschaften und der Verwaltungspraxis im vormodernen China.

Helwig Schmidt-Glintzer

Madhu Sarin

Urban Planning in the Third World. The Chandigarh Experience,
Mansell Publishing Linnited London, 1982, V, 266 S., £ 20.00

»New Towns«, d. h. Stadtneugründungen, die auf dem Reißbrett entstanden sind, werden in vielen Ländern der Dritten Welt nicht nur als Ausweg aus den drückenden Problemen städtischer Unterentwicklung, sondern häufig auch als nationale Fortschrittssymbole betrachtet. Unter den bekanntesten »New Towns« – zu nennen wären hier etwa Tema (Ghana), Brasilia (Brasilien), Ciudad Guayana (Venezuela), Nasser City (Ägypten), Islamabad (Pakistan) oder Dodoma (Tanzania) – wird der indischen Stadt

Chandigarh von Planern, Architekten und Sozialwissenschaftlern besonders große Aufmerksamkeit zuteil. Das außerordentlich lebhaftes wissenschaftliche Interesse an dieser Stadt wird verständlich, wenn man weiß, daß Chandigarh ein Versuch des ebenso berühmten wie umstrittenen Schweizer Architekten und Planers Le Corbusier ist, seine avantgardistischen, ja teilweise utopischen städtebaulichen Ideen zu verwirklichen. Chandigarh ist – wie Max M. Hofer, ein anderer Schweizer Architekt, später schreibt – ein Monument des Genies Le Corbusier. Mit diesem Chandigarh, das zugleich ihre Heimatstadt ist, befaßt sich in einem kürzlich erschienenen, bemerkenswerten Buch die indische Stadtplanerin Madhu Sarin.

Die materialreiche und umfassende Studie Sarins gliedert sich in fünf Hauptabschnitte, deren zentrale Aussagen hier kurz wiedergegeben werden sollen.

Kapitel 1 erläutert die Hauptfragestellungen und ist zugleich das theoretische Fundament der Studie. So ist es das zentrale Anliegen der Autorin, mit ihrer Arbeit zu einer Entmystifizierung der Planung beizutragen. Planung, vor allem aber staatliche Planung, führe nach allen bisherigen Erfahrungen zu einer Perpetuierung extrem ungleicher Lebensbedingungen in den Städten der Dritten Welt. Die Kritik an staatlichen Planungsaktivitäten und einer basisfernen Bürokratie ist denn auch ein Parameter, der für die gesamte Studie Gültigkeit besitzt. Die Studie gründet auf dependenztheoretischen Prämissen. Die Verstädterung in der Dritten Welt und die aus ihr erwachsenden Probleme werden dabei sowohl im historischen, als auch im internationalen und nationalen ökonomischen und politischen Gesamtzusammenhang analysiert. Als treibende Kraft dieses Verstädterungsprozesses identifiziert die Autorin den westlichen Kapitalismus. Städtewachstum richte sich demzufolge in erster Linie nach den Kapitalinteressen.

In den Kapiteln 2 bis 4 beleuchtet Sarin die historischen politischen und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen zur Zeit der Gründung Chandigarhs (1950). Diese wurden maßgeblich geprägt von den politischen Ereignissen nach der Erlangung der Unabhängigkeit, als die Teilung des Subkontinents in Indien und Pakistan und mithin auch des Bundesstaates Punjab einen Flüchtlingsstrom ungeheuren Ausmaßes auslöste. Hinzu kamen die Probleme einer unterentwickelten Volkswirtschaft wie Massenarbeitslosigkeit und zunehmende Landflucht als Folge der weitverbreiteten Armut im Agrarsektor. Vor dem Hintergrund dieser prekären Situation zeigt Sarin durch einen kurzen Abriss der Entstehungsgeschichte der westlichen Stadtplanung, wie wenig deren unmodifizierte Übertragung auf einen völlig andersartigen Kontext den Stadtentwicklungsproblemen der Dritten Welt gerecht werden kann. In ganz besonderem Maße gilt dies für den eurozentrischen Masterplan, den Le Corbusier völlig losgelöst von den kulturellen, politischen und sozio-ökonomischen Bedingungen des Subkontinents in »genialischer« Weise innerhalb weniger Tage entwarf.

Der nächste Arbeitsschritt (Kapitel 5 und 6) gilt den immanenten Konflikten und Widersprüchen des Planes – eine unausweichliche Folge des eurozentrischen Planungskonzepts. So legt die Autorin dar, wie neben der geplanten Stadt eine ungeplante Stadt entstand, eine Stadt der Wohlhabenden und daneben die ungeplanten, »illegalen«

Wohnbezirke der Armen. Verantwortlich für diese Entwicklung waren mehrere Faktoren: einmal das rigide Festhalten der Stadtverwaltung an den im Laufe der Zeit überholten Prämissen des Masterplans, zum anderen aber auch sozial unausgewogene Subventionsmaßnahmen, die bessergestellte Einkommensbezieher und Regierungsangestellte einseitig bevorzugten, bei weitem überhöhte Designstandards im Wohnungsbau, die verfügbare Wohnungen unnötig verteuerten, die ungenügende Bereitstellung von billigem Wohnraum, eine Kreditvergabe ausschließlich zugunsten der ohnehin Etablierten, restriktive baupolizeiliche Vorschriften und die rigorose Anwendung des »cost-recovery«-Prinzips. Der auf diese Weise künstlich verknappte Wohnraum verursachte Entwicklungen, die nach den Vorgaben des Masterplans unter allen Umständen vermieden werden sollten: Das Entstehen von Squattersiedlungen (bei Sarin »Non-Plan Settlements«), eines informellen Wirtschaftssektors (»Non-Plan Employment«), die Übervölkerung und die Überbelegung der Wohnquartiere in den Armenvierteln und Suburbanisation.

Die übrigen Kapitel (7 bis 9 und 10, 11) befassen sich mit den Lebensbedingungen der städtischen Armen und den Konflikten, die sich aus ihrem ökonomischen Überlebenskampf mit einer »planenden« Verwaltung zwangsläufig ergeben. Sarin zeigt dabei durch Survey-Ergebnisse und Fallstudien, was es heißt, in Widerspruch zu den Dispositionen des Masterplanes, d. h. in einer nicht legalisierten Siedlung leben und einer Tätigkeit im informellen Wirtschaftssektor nachgehen zu müssen. Die menschliche Existenz unter diesen Umständen ist gleichbedeutend mit ständiger Furcht vor dem Abriß der Behausung, vor der Vertreibung und Verfolgung durch staatliche »Ordnungskräfte«. Es ist ein Teufelskreis, der sich für diese Familien öffnet: Wohnen in der Squattersiedlung, Vertreibung, Umsiedlung in einen peripheren Stadtteil bei gleichzeitig enorm gestiegenen Mietbelastungen, unregelmäßiges und unsicheres Einkommen, erneute Vertreibung bei Zahlungsunfähigkeit der Miete, erneutes Squatten etc. Die Überwindung dieser bedrückenden Verhältnisse durch ökonomischen und sozialen Aufstieg – und sei es in noch so bescheidenem Maße – bleibt unter diesen Umständen nur wenigen vorbehalten. Auch kollektive Aktionen bewirken bei der Verwaltung wenig, Erfolge sind meist nur vorübergehender Natur – entsprechend den wechselnden politischen Konstellationen –, wobei, wie etwa während des Ausnahmezustands (1975–77), zuweilen empfindliche Rückschläge hingenommen werden müssen. Nicht nur aus diesem Grund sieht Sarin in Konzeptionen, die sich hinter Schlagworten wie »self-help« und »dwellers control« verbergen, keine langfristige Lösungsalternative. Diese Konzepte, heute von vielen Entwicklungsexperten als Lösung offeriert, ändern nichts am politischen und ökonomischen Status quo in den betreffenden Gesellschaften. Darüber hinaus sind Squatters in vielen Fällen selbst für bescheidene Selbsthilfeaktionen zu arm.

Ähnlich skeptisch steht die Autorin auch den Vorschlägen zur verstärkten Förderung des informellen Sektors gegenüber, um damit langfristig das städtische Beschäftigungsdilemma zu lösen. Nach ihrer Auffassung bietet der informelle Sektor keine Beschäftigungsalternative, wenn nicht zuvor die ungleichen Tauschbedingungen und das Ausbeutungsverhältnis, in dem der informelle Sektor zum formellen Sektor steht, grundlegend

verändert werden. Ändere sich dieses Unterordnungsverhältnis zum formellen Sektor nicht, so bedeute eine Förderung des informellen Sektors nur, daß sich immer mehr Menschen bei schrumpfenden Einkommen die begrenzten Ressourcen des informellen Sektors teilen müssen. Der informelle Sektor ist nicht arbeitsintensiv, sondern bestenfalls -extensiv. Diese und ähnliche Probleme diskutiert Sarin in einer vielschichtigen Erhebung der informellen Sektoraktivitäten in Chandigarh. Angereichert und noch anschaulicher wird das dabei ausgebreitete statistische Material durch Fallstudien, Lebensläufe einzelner Händler und eine reichhaltige Bildausstattung.

In ihren Schlußfolgerungen greift Sarin einige Ansatzpunkte zur Überwindung der Probleme auf, mit denen sich die Mehrzahl der Stadtbewohner in der Dritten Welt konfrontiert sehen. Dazu gehört eine Entmystifizierung der Planung, die bislang nur im Interesse der ohnehin Privilegierten gewirkt habe, und ein Abbau der zentralisierten staatlichen Entscheidungsstrukturen. Des weiteren müßte die kollektive Organisation der Armen vorangetrieben werden, um ihre Sicht der Probleme nachdrücklicher in laufende Planungs- und Entscheidungsprozesse einzubringen. Veränderungen – und das ist von besonders weitreichender Bedeutung – sind auch in den Rahmenbedingungen der Produktion und der Distribution notwendig: z. B. die Produktion für die Bedürfnisse der Armen und die Eigenkontrolle im Bereich des Marketing und der Distribution ihrer Produkte.

Wenn auch der dependenztheoretische Rahmen dieser Arbeit manchmal etwas schablonenhaft wirkt, so liegt in dem Buch Madhu Sarins ein Beitrag zur mittlerweile unübersichtlichen Verstärkungsliteratur vor, der große Beachtung verdient. Es gelingt der Arbeit rundum, die komplexen Zusammenhänge von internationalen und nationalen Abhängigkeiten, Planung, Verstärkung, Unterentwicklung und Armut aufzuzeigen. Dabei wird in eindringlicher Weise aus der Perspektive der städtischen Armen vorgeführt, wie durch Planung ohne Kenntnis der Lebensbedingungen der Armen die schon bestehenden tiefgreifenden sozialen Disparitäten in den Entwicklungsländern noch verschärft werden. Verdienstvoll ist auch die Bürokratiekritik dieser Arbeit, die die Basisferne und die fragwürdigen und teilweise wenig reflektierten Modernisierungsvorstellungen der Entscheidungsträger – Beamte und Politiker – analysiert. Angesichts dieser Verhältnisse können denn auch die vielen Entwicklungsruinen in der bilateralen Entwicklungshilfe nicht mehr überraschen – denn gerade deren Projekte gestalten sich in aller Regel als Kooperation von Bürokratien. Aufgrund ihrer jahrelangen Feldforschung, teilnehmenden Beobachtung und profunden Kenntnis der Stadt Chandigarh kann sich die Autorin auch leicht dem Vorwurf entziehen, dem sich derartig kritische und dabei theoretisch reflektierte Arbeiten häufig ausgesetzt sehen: der Praxisferne und des fehlenden Realitätsbezugs. Alles in allem: eine Arbeit, deren Lektüre sowohl für den mit Stadtentwicklungsfragen befaßten Praktiker wie den Wissenschaftler ein gewinnbringendes Unterfangen ist.

Jürgen Rüländ